

98. *Let my People Go*

In Jerusalem bewegt der leichte Wind an jedem einzelnen Sommertag – und der Sommer ist lang in Jerusalem – eine trockene Hitze durch die Straßen. Zu allen Zeiten müssen die Bewohner ebenso wie die haupt- oder nebenberuflichen Pilger und Palmener diesen Wind geliebt haben. Auch ich liebte ihn gleich. Mit trockener Zunge leckt er den Schweiß vom Hals, bevor du noch bemerken könntest, dass da welcher wäre. Auf einer meiner Reisen – es muss im Mai gewesen sein und die erste Reise seit langem, die ich allein nach Jerusalem unternahm – ging ich nach der Ankunft nur kurz in mein Zimmerchen im YMCA-Hotel. Die Riemen der Sandalen schnitten scharf in die weiche Haut meiner europäischen Füße. Den ganzen Berliner Winter über hatten die Füße in geschlossenen Schuhen gesteckt, und die lange unbenutzten Sandalen, die ich vor Jahren in der Altstadt gekauft und nun zusammen mit den anderen Sachen in meinen Koffer gestopft hatte, waren hart geworden. Der Abend war warm. Die Stadt hatte sich verändert. Ich erkannte sie gleich. Trotzdem hatte ich vergessen, dass eine Bluse ohne Ärmel hier eine Erklärung ist, es fiel mir dann wieder auf an den Blicken der Leute, und ich gab sie gern, die Erklärung. Allein, ohne mit irgendwem Kontakt aufzunehmen, lief ich Kilometer um Kilometer durch die alten Straßen. Ich überquerte die neuen Boulevards und atmete wieder diesen Wind, begrüßte die alte Windmühle der Montefiore Siedlung und setzte mich auf ein Getränk in eine Bar in Emek Refa'im. Ich wollte für diesen Abend nur wissen, wie es sich anfühlt, ob mir die Sprache noch im Ohr klingen würde, und wie der Geruch der Bäume sich betrug. In wenigen Stunden würde alles im Getöse der Konferenzwelle untergehen, natürlich würde auch ich ein Referat halten, und nicht zu knapp, natürlich würde ich in allen Gesprächen aufmerksam sein und jemanden finden, mit der oder dem besonders lustig zu lachen wäre, natürlich würde ich alte Bekannte wiedersehen, Deutsche, Amerikaner, Israelis, Franzosen, sogar Australier.

Im heutigen Festungswesen dürfen auch die Frauen mit-sprechen, wenn sie sich ausreichend gebildet haben, ich sagte es glaube ich schon und habe es immer wieder erprobt. Alle hatten Wichtiges zu sagen, wie schön alles ist, wie gut sie die-sen Text verstanden und wie er unbedingt nicht zu verstehen sei, sie erzählten einander, wie viel ihnen Franz Rosenzweig bedeutete, und dass seine Philosophie weiter geführt werden sollte. Ich war mit ihnen darin einig, wenn auch in Details an-derer Meinung, ganz wie es sich gehörte, damit es auch zu einem Gespräch kommt. Nach dem allmählichen Abklingen des Konferenzrausches besuchte ich gemeinsam mit Kollegen eine alte Dame, die siebzehnjährig gerade noch rechtzeitig geflohen war aus Deutschland. Sie hatte Großes für die Forschung in Jerusalem geleistet und mehr Widerstand kennengelernt als du brauchtest, um blöde daran zu werden. Jetzt lebte sie in der Nähe des Späherberges als Witwe in einer Wohnung mit Ausblick über die judäischen Berge und hütete ihre alten und neuen Schätze. Sie war sehr wirklich und kein Gespenst, und wir waren nicht die ersten und nicht die letzten Gäste, die sie empfangen würde, es kamen viele zu ihr und gern. Viel hatte sie zu erzählen und immer ein kritisches Ohr für die Jugend. Die Flucht hatten ihre Eltern organisiert. Etwas von dem Tafelsilber hatte die Familie mitnehmen können, *wir hatten noch viel mehr, es ist der Rest*, sagte sie ihren deutschen Gästen, es gab keinen Grund, daran zu zweifeln. Nicht nur mein Innenohr hörte den Johlchor der Nachbarn zu den Bildern von Leuten, die solche Schätze an sich brachten und die Entrechteten verhöhnten. Zwölftausend Jahre würden nicht genügen, diese Geschichten zu erzählen, dachte ich, so begnügten wir uns mit dem Augenblick. Das Gespräch hättest du ruhig innig nennen können und flüchtig – die Balkontür blieb geöffnet für die Vöglein im Walde.

Am andern Tage sah ich die alte Dame noch einmal, es gab eine kleine Feier mit einigen Konferenzgästen und weiteren Jerusalemern am anderen Ende der Stadt - wieder einer dieser Gärten im Maisommer, Gelächter an den Tischen, das Paradies nicht ganz so fern. Mit meinem Mietwagen fuhr ich die alte Dame nachhause, vorbei an den Toren der Stadt, so viele Tore waren das, immer noch zwölf zu wenig, oder doch zu viel. Mühsam entwand sie sich dem Wagen, als wir ihr Haus erreicht hatten; ich blieb stehen, bis sie über die Straße in ihr Haus gegangen war, gebeugt, freundlich lächelnd, ein wenig den

Kopf schüt-telnd, wie sie es immer tat. Sie wusste so vieles besser als andere, aber man hörte nicht auf sie, manchmal lachte sie darüber, manchmal war sie bitter. Wir würden einander wieder erkennen, und über mein intimeres Verhältnis zur Stadt würde ich schweigen. Vermutlich haben alle zu dieser Stadt genau so ein intimes Verhältnis, und sie schweigen darüber, das ist alle-mal besser, als wenn sie es als dummes Zeug in die Welt posau-nen. Ganz können wir es freilich nie lassen, so ist die Liebe.

Berlin wurde immer noch vom Winter verwaltet, als ich der fröhlich bunten Gärten Jerusalems gedachte, und im Nachlass meiner Großmutter fand ich Karten, die mein Vater ihr von der ersten Reise meiner Eltern in das Heilige Land geschrie-ben hatte, er sprach von Eindrücken, du lieber Himmel. 1979 hatten sich die beiden aufgemacht, eine Reise ganz ohne Kin-der, nach Israel, man nannte es *Biblische Reisen* und viele Christen taten es. Im darauffolgenden Winter war ich zur Weih-nachtszeit zu Besuch aus Westberlin ins Pfarrhaus nach Ame-linghausen gekommen. Wir hatten mit Kaffee und den braunen Pfeffernüssen, die ich schon als Kind am allerliebsten gegessen hatte, jedenfalls, wenn es mir erlaubt war und gelang, das Zitro-nat zu entfernen, am Kamin gesessen. Meine ältere Schwester und ihr Freund waren auch gekommen, die anderen wohnten sowieso noch da, und wir alle sagten so Sätze, die du zu sagen hattest, wenn du mit Bundeswehrröhre und Palästinensertuch Plätze besetzttest gegen die Atomkraft: wie könnt ihr dahin fahren und dann nur von Israel und den Israelis erzählen, sie sollten mehr an die Opfer ihrer Politik denken. Vielleicht hatte ich gar Israel gleich-gesetzt mit dem Apartheids-Regime in Südafrika, vielleicht dachte ich das nur nachträglich, weil es in den Tagen meiner Arbeit am Roman meines Vaters so oft zu hören war. Gewiss aber war mir die Erinnerung an einen heftigen Wortwechsel, wieso hätten wir auch das Verständnis für meine Eltern über-treiben sollen: Meiner jüngeren Schwester ging es nicht gut, meine älteste Schwester lebte nicht mehr, alle anderen kämpf-ten sich so durch, aber sehr leicht war es nicht, obwohl es das doch hätte sein sollen nach den Versprechungen unseres Landes und des Herren gleichermaßen, etwa nicht? Enttäuscht davon, dass diese Versprechen Zug um Zug zerschlagen wurden, glaubten wir weder an den Herren noch an die Versprechungen des Landes, ich sagte es glaube ich schon. Erst spät bin ich überzeugt gewesen, wie groß es war, dass sie uns unsere Ent-täuschung erlaubten, und Grund genug, alles noch einmal anders anzusehen. Aber auch 1979 hatte ich in der kurzen De-batte meinen Vater bald wieder bewundert, denn am Kamin erzählte er nicht wie hier auf der armseligen Postkarte aus Nazareth an seine Mutter von den vielen Eindrücken. Auch sprach er nicht ermah-nend und böse, sondern bald ernst, bald humorig und so, wie Freundinnen von mir es manchmal unwiderstehlich fanden, obwohl er für die doch nun wirklich zu alt war, nicht du? Er konnte sich nicht erklären, wie man in Deutschland so reden könne, und dann auch noch wir. Sie brauchten dort in Israel einen Staat, die besetzten Gebiete waren in einem Krieg erobert worden wie das Elsass von den Alliierten. Wären wir dafür, das Elsass zurückzuerobern, weil wir es in einem berech-tigt verlorenen Angriffskrieg aufgeben mussten? Dann kamen wieder die lieben Ahnen: Dabei könnten wir durchaus ein Heimatrecht dort beanspruchen, immerhin ist Großmutti da geboren und Onkel Ulrich, und es war ein Verlust, könnte man immerhin sagen. Aber ihr habt ja alle keinen Familiensinn, Rasselbande, und lachte. In jenen Jahren war er nicht mehr stolz auf die Israelis als wären sie seine Kinder, denn dazu lief es bei ihnen nicht gut genug. Außerdem machte auch er sich Sorgen um die Palästinenser, die Christen unter ihnen zumal, ebenso um die Muslime, denn in der Welt sind alle deine Kinder, nicht nur die leiblichen. Ha, sagten wir da, das wussten wir allerdings wirklich längst, von wegen Familiensinn. Und nun lachten vielleicht wir, oder auch nicht. Sie brauchten einen Frieden, darauf konnten sich natürlich alle einigen, debat-tiert wurde nur, wie der gehen sollte, sieh es doch mal so.

So suchte mein Vater die Israelis in jenen Jahren zu verteidigen, als wäre er für sie zuständig. Es machte ihm keine neue Ver-gangenheit, vielleicht hatte er damals manchmal vergessen, dass er die gebraucht hätte, vielleicht vergaß er es nie, vielleicht brauchte er keine – je länger ich das alles ansah, desto un-sicherer wurde ich darüber. Sicher war mir nur, er hat bis an sein letztes Ende *geglaubt*, eine neue Vergangenheit zu brau-chen, sonst hätte er doch nicht noch angefangen mit Jakob Wirkmich, als er selbst längst wusste, an ihm war nicht mehr viel zu retten. Nach seiner ersten Israelreise aber sagte er, die Rechte und der Kampf der Palästinenser, ja sicher, nur spielen sie eben nicht mit Wunderkerzen, sondern sie töten

Zivilisten, und das tut man nicht. Vielleicht habe ich es ihm nur in den Mund gelegt, denn ich selbst habe es später öfter gesagt, und manchmal wirst du eher gehört, wenn du dich auf jemand anders berufen kannst, wäre es anders, brauchten wir keinen Gott und auch sonst keine großen Sachen, was du?

Es mag eine komische Angewohnheit gewesen sein, und sicher hatte es etwas mit meiner eigenen Verohnmächtigung zu tun, aber immer, wenn ich später wieder nach Jerusalem reiste, fragte ich mich, was die goldene Stadt mit der Mauer in ihrem Herzen wohl über ihr Schicksal gesagt und gedacht haben würde. Es konnte nicht leicht sein, so als Traum aller Gefangenen zu leben, als steinweiße Stadt mit blauen Füßen und goldener Kippa, als von Verrückten besungene und von Durchgeknallten geschmähte Brutstätte heiliger und unheiliger Gedanken. Wirklichkeit der Wirklichkeiten, dachte ich zu ihr, du müsstest doch eine Meinung dazu haben! Immerhin war sie stark genug gewesen, ihre Geschichte vom Auszug aus Ägyptenland über die Welt zu verbreiten bis an die Ufer des Mississippi, und ihre fabelhafte Erzählung von der wunderbaren Mitarbeit der Wellen des Roten Meeres am großen Befreiungszug war Gold geworden in den Kehlen des geschundenen schwarzen Elfenbeins im fernen Amerika. Worte, die aus ihrem Allerheiligsten hervorgebrochen waren wie die Lava aus einem Vulkan, wurden verschleppt in alle Welt wie ihre Bewohner, aller Augen gewöhnten sich an ihre Erzählungen und Lieder, Herr, und die Menschen nahmen sie in Ohr und Mund, um die Gefangenen in anderen Teilen der Welt zur Ordnung zu rufen und zur demütigen Ergebung in Gott. Diese aber verstanden immer ganz genau, wovon wirklich die Rede war, und sie erzählten es sich in Schriften, Liedern und Bildern, bis sie es ganz und gar verstanden hatten und es zu einer Waffe schiedeten, in die Hand zu nehmen gegen die Herren der Welten. Da mochte Rom sich spreizen und der Erzbischof von Canterbury fluchen, die geistlichen Fürsten aller Farben mochten mit geölten Stimmen beanspruchen, das Erbe des himmlischen Jerusalem allein zu verwalten bei Androhung schrecklichster Strafen für Dissidenten und Abtrünnige – es fand sich immer jemand, der sagte: vom himmlischen Jerusalem versteht ihr nichts, wir haben es besser verstanden. Die so sprachen, in welchem Winkel der Erde sie auch sein mochten, zogen sicher irgendwann aus, von Europa über den Ozean zum Beispiel, aus den Ghettos in die Wälder oder vom Lande in die Städte. Waren die Ausgezogenen aber selbst Siedler geworden, die sich schwarzes Menschenvieh hielten, um ihre großen Plantagen zu bearbeiten und es zu beglücken mit den Lehren der heiligen Bibel, so hatten sie nicht mit Jerusalem gerechnet. Früher oder später erstand sie im geißelten Menschenvieh und schrie den Missionaren die Geschichte ihres eigenen Auszugs so innig und so lange entgegen, bis schließlich Weiße gegen Weiße kämpften und Schwarze gegen Schwarze, damit der Mensch kein Leibesbesitz mehr sei dem Menschen und niemand vereinsamen und wahn-sinnig werden musste, der seinen Leuten erzählte, was sie gerade taten. Die Mühseligen und Beladenen, die Jubelnden, die Trauernden und die in Sehnsucht Schmachtenden, sie alle führten die Geschichte Jerusalems und der Gefangenen Zions im Munde und gaben ihr je eigene Namen und taten dies und das in ihrem Namen.

Seit ich aber das irdische Jerusalem kannte, dauerte sie mich, und ich dachte, diese Stadt selbst müsste den Wunsch haben zu fliehen und sich loszureißen von allen denen, die in ihren Mauern und auf ihren Freiflächen, in ihren Häusern und in den Gärten auf ihren Terrassen, auf ihren Baustellen und in ihrem Namen ihre Allerweltsmoralen ordentlich predigten oder durcheinander brüllten. Überdrüssig sein musste sie doch derer, die einander beglückten, übers Ohr hauten und quälten oder Stein um Stein ihrer Oberfläche aufeinanderhäuften, überdrüssig der Häuser und Straßen, die sie bauten und einrissen, und wer nicht baute, der riss vielleicht einen Stein aus ihrem Pflaster, um ihn auf irgendwen zu werfen, der ganz sicher alles falsch machte. Bei jedem Besuch machte die Dame Jerusalem mich wieder atemlos und durchwehte mir zugleich die müden europäischen Lungen, und immer schien sie mich ein bisschen müder anzuschauen, als wollte sie sagen, was macht ihr bloß mit mir, und warum denn nur? Bei meinem letzten Besuch in jenem Mai aber, wenn das Brüllen großer Kräne hinter dem YMCA Hotel mit der Morgensonne in mein kleines Hotelzimmer drang, schien darunter die Erde selbst zu seufzen, und ich glaubte, es müsste die Stadt verlangen, eines Tages aufzustehen, sich zu schütteln und zu sagen: genug mit dem Blödsinn, ich gehe heute ans Meer, die Zehen sind mir heiß, das Fell juckt mich, ich

möchte mich baden und reinigen von all dem Schindluder, das in meinen Straßen mit mir getrieben wird seit so vielen Jahrhunderten.

Seltsamerweise stellte ich sie mir dabei sehr mütterlich vor: sie würde sich also schütteln, dachte ich, während ich mit bloßen Füßen in die kleine Badezelle des Hotelzimmers ging, ganz vorsichtig erst, und alle Menschen, die entsetzt aus ihr heraus-fielen, würde sie behutsam in die Berge setzen, auf deren Hän-gen und Kuppen sie erbaut war und Aufbau und Zerstörung erduldet hatte so lange Zeit. Es wäre Sommer, drei Nächte im Freien müssten niemanden umbringen, es könnte für sie alle ein starkes Erlebnis werden, so würde sie sich trösten. Langsam langsam würde sie sich zu ihrer vollen Höhe aufrichten, alle ihre Häuser und Straßen wie ein Gewand um sich gefaltet, und nur der Kopf, der verwitterte, aber durch Lächeln schöne, und ihre Hände und Füße würden aus dem Gewand hervorklugen. Nicht tönerner Füße, nein, steinerne und beinerne und fleischerne Füße hätte meine Stadt, wenn sie sich erhöbe, und sie wäre dabei nicht drohend, sondern fast schüchtern; um Hals, Handgelenke und Knöchel aber trüge sie Schmuck aus Silber und türkischem Eilatstein, an ihren Fingern Ringe aus dunkelrotem Rubin und Bernstein, und auf dem Kopf, natürlich, die goldene Kuppel jenes Gebildes auf dem Tempelberg, das Tempel, Kirche und Moschee in einem war und die Farben ihres Gelenk-schmucks auf weiße Fliesen gemalt hatte.

Mit weit ausgreifenden Schritten ginge die Stadt hügelabwärts Richtung Jaffo, immer neben der Straße, denn nicht wollte sie die verwunderten und vor Schreck verstummenden Menschen auf der großen Straße, welche üblicherweise in sie hinein und mitten durch sie hindurch führte, zertreten. Manchmal winkte sie ihnen mit ihrer riesigen Hand, sie sollten ruhig weiter fahren, die Jerusalemer würden sie sicher erwarten und könnten alle möglichen kleinen und großen Gegenstände wohl brauchen, um sich zurechtzufinden in ihren plötzlich so nackten Bergen, denn Jerusalem hatte ihre Bäume und Straßen mitgenommen als eine Stickerei auf ihrem Kleide, und die Erde, auf der sie gestan-den, zeigte nun, wie sie aussah, wenn kein Fundament mehr gelegt war für irgendein Haus, sondern Graben nur und Lücke. Die Menschen aber, die glaubten, viel Wissen um Jerusalem in ihren Köpfen und Herzen zu haben, verstanden ihre Gesten nicht, und diesmal erklärte sie sich nicht weiter.

Sie öffnete nur ihre Lungen weit, als sie sich dem Meere näherte, und schritt zügig voran in der Ebene. Als sie sah, wie die Bewohner Jaffos die Steine ihrer eigenen Stadt ängstlich zu beobachten begannen, fürchtend, die kleine Schwester der großen alten Dame würde ebenfalls aufbrechen und Jerusalem entgegengehen, sang sie ihnen zu, sie möchten sich doch bitte nicht fürchten, und sie grüßte die Stadt und ihre Bewohner mit einer kleinen Verbeugung, bei der sie von den Flügeln der Montefiore-Mühle ein leises Kitzeln fühlte an ihrem Halse. Nicht stemmte sie ihre Hände in die Hüfte noch gürtete sie ihre Lenden wie ein Mann, sondern weit streckte sie ihre Arme von sich weg, wie sie es auf dem ganzen langen Wege getan. Kaum aber hatte sie einen freien Küstenstrich erspäht, ließ sie sich dort ebenso langsam und vorsichtig wie sie sich zuvor von ihrem alten Platz erhoben hatte, nieder. Die eine Hand lagerte sie neben Neve Hof, die andere stützte sie auf vor der Einfahrt nach Palmachim. So blieb sie eine Weile sitzen, um sich auszuruhen, erstaunt noch von der plötzlichen Bewegung und davon, dass es das Meer, welches sie nur von den vielen Bildern und Erzäh-lungen, mit welchen in ihren hügeligen Straßen gehandelt wur-de, kannte, wirklich gab.

Langsam streckte Jerusalem nun ihre Gliedmaßen dem Wasser entgegen, die Zehen zuerst und dann die Hände, benetzte wohl auch ihre Stirn und ihre Schläfen, das machte sie wieder und wieder, denn es tat ihr wohl. So ruhte sie ein wenig aus von dem allzu trockenen Wind, der das grüngoldene Haar ihrer Eukalyptusbäume und Straßenpalmen allzu oft zu Asche ge-macht hatte, mit sich verbrennend die Häuser und Träume der Menschen, die es gerade traf, und allzu oft auch ihre Leben. Immer mehr Wassertropfen liefen nun durch ihre Gewand ge-wordenen Straßen und Gässchen, und langsam lösten sie Zettel um Zettel von den Hauswänden in den Vierteln der Frommen und der nicht ganz so Frommen. Wo etwas sich nicht gleich löste, half sie ein wenig nach, indem sie sich hier und da kratzte, in der

Rehov Alkalai oder am Qiqar Zion. Ganze Schuppen von Bedeutungszetteln kratzte sie aus Me'ah She'arim, denn dort hatten sie sich besonders klumpig um die Häuser gelegt. Dann seufzte sie. Dann erprobte sie ihre Stimme, die ich mir nicht erzen dachte wie die des Achilles und nicht furios wie die der Cassandra, nicht schmeichelnd wie die der Helena und nicht brüllend wie die der Hekabe, nicht glockenhell, wie man es sich in knabenchordurchsäuselten Kirchen vorstellen mag, und nicht heiser krächzend wie die der Allahverkünder, sondern warm und ruhig und voller Kraft zu Zorn und Zärtlichkeit. *Oh wie lästig ich sie finde, eure Bedeu-tungen*, würde Jerusalem, endlich frei am Meere sitzend, über seine Wellen hin rufen, und: *oh wie ihr mir fehlt*.

Mindestens eine Nacht lang würde sie so am Meere sitzen bleiben, unbeeindruckt von dem Aufstand, den die Menschen um ihren plötzlichen Aufbruch machen würden, denn die Men-schen pflegen bei Wundern erst einmal Abstand zu halten, und sie wollten den Zorn der nach vielen durchlittenen Jahr-hunderten plötzlich unberechenbar gewordenen Stadt nicht auf-reizen. Die Stadt aber kannte ihre Menschen lange und wusste es. Wie die Sonne wirklich und wahrhaftig im Meer oder noch dahinter versank, das würde meine alte Dame Jerusalem sich ansehen, und in der tiefsten Nacht, als die meisten ihrer Men-schen auf den plötzlich nackten judäischen Hügeln sich irgendeinen Platz zum Schlafen organisiert hatten in der hek-tischen und zupackend laut herumrufenden Betriebsamkeit, mit der sie dort solche Dinge in Angriff zu nehmen pflegten, würde sie einmal ganz ins Wasser gehen. Ihre Bewegungen in der doch nicht so großen Tel Aviver Bucht würden höhere Wellen an den Strand der Stadt treiben, aber deren Bewohner wären ohnehin alle in ihren Häusern und würden in Höchst-geschwindigkeit Informationen und Berechnungen austauschen über die Frage, ob es auch ihrer Stadt einfallen könnte, sich zu erheben. In ihren Zentren und Kneipen, in ihren Bars und Schlafzimmern, in ihren Gärten und Salons würden sie disku-tieren, ob Tel Aviv sich wohl genauso umsichtig betragen werde wie Jerusalem es nach übereinstimmenden Zeugenberichten getan hatte. Die meisten Tel Aviver fürchteten, ihre Stadt würde, einmal aus ihrem Dauerschlaf erwacht, ungeduldiger und rück-sichtsloser die Menschen von sich schütteln als die ältere Schwester, und vermutlich würde sie schwimmen durch das Mittelmeer und in den Ozean und weit weit weg an einer an-deren Küste an Land gehen ohne Wiederkehr, und sie fürchteten sich, obwohl Tel Aviv schlief wie immer und ihre Menschen wach waren, auch wie immer.

Jerusalem indessen fühlte sich nach einer Stunde im noch mai-kühlen Mittelmeere gereinigt und erfrischt wie nie in ihrem ganzen Leben. Sie trat an dasselbe Ufer, von dem aus sie in die See gegangen war, schüttelte sich das Wasser aus den Straßen und setzte sich noch einmal, um in Ruhe den Aufgang der Sonne abzuwarten. Sehr still war es in ihren zusammen-gefalteten Straßen und Häusern, als der Morgen anbrach, und sie dachte, *ich will doch wieder Geräusche hören, es sollen doch wieder Vögel singen im Gezweig meiner Bäume und Gartenbüsche, eilige Füße sollen wieder tappen oder klappern und plappern durch meine Gassen, und von mir aus sollen sie wieder ihre Synagogen besprechen, ihre Kirchen räuchern, ihre Türmchen beschreien, mit ihren Autos und Lastwagen meine Straßen befahren und ihre Dampfrahmen und was sie noch so haben, betätigen an meinem Gewande, damit es hier und da eine neue Hässlichkeit und ab und zu eine echte Schönheit hervorbringe. Es wäre mir freilich recht, sie würden mich etwas weniger bedrängen mit ihrem Blute, denn es schmeckt mir nicht und bekommt meiner Haut auch nicht*.

Natürlich wusste sie, dass niemand verstehen würde, was sie da dachte und sagte und warum es ihr zu viel geworden war mit den Menschen. Sicher war nur, dass ihre Bürger und deren Gäste einander wieder anschreien würden in ihrem Eifer, die einzig richtige und die einzig wahre Erklärung für ihren plötzlichen Aufbruch ans Meer und für ihre Wiederkehr gefun-den zu haben. Resigniert erhob Jerusalem sich von dem schö-nen kleinen Platz am Meer, reckte und streckte sich in der Sonne, um auch aus dem letzten Winkel noch die Feuchtigkeit zu verjagen, und funkelnd in den übrig gebliebenen Salz-kristallen, die hier und da aufblitzten in der Maisonne, eilte sie mit großen, ruhigen Schritten an ihren Platz auf den Hügeln zurück.

Entsetzen in den Gesichtern wichen die Menschen in die Falten der umliegenden Berge aus vor der zurückkehrenden Stadt. Diese aber, als hätte sie nie etwas anderes getan, setzte vorsichtig Haus um Haus, Straße um Straße wieder an ihre alte Stelle. Ungläubig erst, aber mehrheitlich bald triumphierend, kehrten die Menschen nacheinander in ihre Häuser zurück, in denen kein Tellerchen fehlte und kein Handtuch noch nass war. Die Gelehrten zogen sogleich wieder ihre Bücher hervor und besprachen miteinander oder jeder bei sich die ziemlich baby-lonische Frage, ob eine Frau mit einem *Jerushalayim shel Zahav* im Haar ausgehen dürfe, oder ob sie das Schmuckstück nur tragen dürfe vor den Augen ihres Gatten, der es ihr geschenkt. Die Mitarbeiter der Baubehörden verwickelten sich in Bearbeitung der neu aufgeworfenen Fragen nach der Natur ihrer Baugründe schnell wieder in ihre alten Streitereien, die Schmuckhändler in der Altstadt und die Verkäufer von Falafel und Schawarma heiz-ten ihre Küchen wieder an, und auch der Cookieman in der Ben Yehuda Straße bemühte sich sehr, dem Boden, auf dem er stand, wieder zu vertrauen. Die Krankenhäuser waren nicht voller oder leerer als zuvor, und um das Wunder vollständig zu machen, war nicht einmal das Benzin aus den unterirdischen Lagern der Tankstellen ausgelaufen. Auf dem Späherberge wurde der Unterricht fortgesetzt, als wäre nichts gewesen, in den Klassen für griechische Philologie wurde die Iliade wieder gelesen und in dem Department for German Studies beschäftigte man sich mit Kafka oder Lessing wie eh und je. Die Juristen lernten das Recht und die Neuankömmlinge aus aller Welt lernten in der Rossberg School for Overseas Students, wie man die jüdischen Lehren den Jewish American Princesses and Princes nahebringen könne und was man sich neuerdings unter Didaktik vorstellte. Für diejenigen, die sich etwa traumatisiert fühlten, standen auf dem Campus und im Klinikum Hadassa psychologische Berater zur Verfügung, dicht gefolgt von Ver-söhnern und Versöhnungskitschlern, von Erbfeinden und Erb-schleichern, von Gurus und Scharlatanen und Predigern aller Farben, welche die unversehrte und nicht einmal versehrende Rückkehr der Stadt an ihren Ort als ein Omen nehmen wollten und als eine Mahnung, dass bitte jeder entlaufene Sklave und jede entlaufene Tochter oder Gattin, Geliebte oder Mutter und jedes entlaufene Kind wieder an den vorgesehenen Platz zurückkehren möge. Von entlaufenen Herren wurde nicht gere-det, denn sie werden in der Regel wenig vermisst, und das alte Sklavenlied *Let my People Go* wurde an einem herrlichen Juniabend in der Schwimmhalle des Sultans konzertant aufge-führt von wohlgebügelten und gebürsteten Sängerinnen und Sängern, die in amerikanischen oder italienischen Städten eine Ausbildung in klassischem Gesang erhalten hatten. Es klang nicht so schwarzerdig wie auf den alten Aufnahmen der Archi-ve, die ich in Berlin hütete, und nicht so alleinstehend wie in den Einspielungen von Paul Robeson, aber es war auch schön, üppig prunkend nicht weit von der mattschimmernd porösen Klagemauer, die auf die Bewachung durch Soldaten noch lange nicht würde verzichten können.

Zwischen denen aber, die einander und ihren Gästen solche Konzerte gewährten, und denen, die sich immer noch besetzt und beraubt fühlen mussten, fingen die unerbittlichen Grenz-kämpfe wieder an, die niemals aufhören und vermutlich nicht einmal unterbrochen worden waren, als meine Stadt ans Meer gegangen war. Der Krieg um das Bauland oder die Straßen, die am Shabbat nicht oder doch zu befahren waren, war noch lange nicht beigelegt, nur weil Jerusalem einmal zu viel gekriegt hatte, wo denkst du hin. Um mit Steinen zu werfen, brauchst du keine Stadt, das wusste ich noch aus meiner Dorfkindheit, und das rituelle Steinewerfen scheint den Menschen ein Vergnügen zu bereiten, welches tiefer reicht als alle wortlustigen Bemühungen um die Ordnung der Dinge.

Ob es etwas ändert, wenn du weißt, wie sich das Auftreffen eines Steines auf deinem Kopf anfühlt, weiß ich nicht, denn du sollst doch nicht denken, du könntest aus deinen kleinwinzigen Erlebnissen die ganze Welt verstehen. Natürlich hatte auch ich als Kind einmal einen Stein auf den Kopf gekriegt. Das war, als der blassblaue Beutel mit den Dingen schon drei Kollegen bekommen hatte, ebenfalls blassblau, Turnbeutel genannt und dazu bestimmt, Turnanzug und Gymnastikschuhe zu transpor-tieren auf den Wegen der ersten drei Palmertöchter zwischen Schule und Turnhalle in Stockelsdorf oder Lübeck-Moisling. An einem Herbsttag war ich hungrig unter dem barocken Flam-menstrich der Kastanienbäume nachhause getrödelt, den Beutel schlenkernd, vermutlich. Irgendwelche Jungs versuchten, mit Steinen Kastanien aus den Kronen zu holen, eine bescheuerte Idee das war. Ein Stein streifte die Blätter der

Baumkrone und landete auf meinem Hinterkopf. Ob er ihnen Kastanien gebracht hatte, wusste ich nicht. Die Jungen sagten nichts, ich sagte nichts. Der blassblaue Turnbeutel schwankte an meinem Handgelenk. Ich fühlte das Blut in meine Haare sickern und den Nacken hinunter laufen und wusste noch, wie ich nachhause finden würde, denn ich war diesen Weg schon oft gegangen. Meine Mutter sagte, ich hätte nun ein Loch im Kopf. Die Wunde wurde gewaschen, dem Arzt gezeigt und genäht. Ärzte kamen damals noch zu den Leuten. Der Knochen hatte gehalten, ganz schlimm war es also mit dem Loch nicht geworden, und ich blieb zwei Tage zuhause, dann ging ich wieder zur Schule. Man spricht nicht über solche Schrecken. Ich konnte mich an nichts mehr erinnern. Dass du den Kopf nicht heben sollst, hatte ich ja schon gelernt. Sollte ich lehren müssen, würde ich immer nur lehren, dass du den Stein nicht heben sollst. Auch sollst du ihn nicht dahin werfen, wo ein Mensch sein könnte. Da hättest du viel zu lehren.

An einem besonders herzvergessenen Flecken im Gewande der Stadt hatte ich es einmal versucht, noch als Studentin. Es war die Zeit der ersten Intifada, ich sagte es glaube ich schon, und wie Kriege so sind, *die ersten* heißen erst *die ersten*, wenn es einen zweiten gegeben hat, an den zu ihrer Zeit niemand gedacht haben kann. Auf einer unserer Fahrten in die Umgebung hatten Knaben Steine auf unser Auto geworfen, es kam noch überraschend, bis dahin warst du davon ausgegangen, dass sie froh wären über jeden Touristen. Wir hatten Glück gehabt. Ein erwachsener Mann aus dem Dorf hatte die Steine werfende Jugend irgendwie aufgehalten, und der am Steuer unseres Wagens fuhr ruhig weiter, anstatt Unsinn zu machen. Es gab Schaden am Auto, eine zerbrochene Glasscheibe, und eine von uns hatte kleine Schürfwunden. Der Autovermieter forderte für sich und seine Versicherung eine polizeiliche Bestätigung des Vorgangs, es war an mir, zur Wache am Russian Compound zu gehen, um sie zu besorgen. Mein ptor war noch frisch, aber die ersten Begegnungen mit lokalen Behörden hatte ich schon hinter mich gebracht, bevor ich gut genug Hebräisch konnte, jetzt würde es leichter gehen. Das Gebäude mit seinem kühlen Korridor durftest du kolonial nennen, das Warten passte dazu. Nach einer Zeit flog eine Tür auf, und ein paar Polizisten zerrten einen jungen Palästinenser über den Flur unter Aussprechen starker Ausdrücke und so weiter. Natürlich übersahen sie mich nicht, die Leute reagierten auf nordeuropäische weibliche Jugend, es war nicht wie in Lübeck Moisling, ich war auch nicht mehr so klein. Nicht wollte ich sie durch bloßes Dazusitzen zu weiterem Prunken und Wüten gegen den Burschen aufreizen, drum sprach ich sie an, es übte auch die Sprache. Ich erhob mich also zu meiner Höhe und sprach auf Hebräisch: *Ich versteh was ihr sagt*, sagte ich, *sagt es doch lieber nicht*, und ich war kein bisschen nervös, es hatte damit zu tun, dass ich sie überraschte, nahm ich an, und das Rechtfertigungsproblem kannten sie ja nun auch. Er hat Steine geworfen, sagte einer der Polizisten und sah mich an, als wäre ich seine Mutter und hätte ihn beim Streit mit seinem Bruder erwischt, vielleicht habe ich es nur in der Erinnerung so verdreht, damals hatte ich ja noch keine Kinder. Wir redeten dies und das, und solange ich dabei war, fluchten sie nicht weiter und gaben ihm auch eine Zigarette; es wird ihm nicht mehr als eine Pause verschafft haben, und ich wusste nicht, was ich denken sollte, als ich in die Amtsstube gerufen wurde, um den Vorgang in jenem Dorfe zu melden.

Jerusalem, die Irdische, blieb also umkämpft von Steinewerfen, in ihren Mauern und außerhalb ihrer. Die einen warfen Steine gegen Bagger, die anderen verwarfen mit ihren Baggern zu Steinhäufen, was ihre Nachbarn gebaut hatten, und Abdrücke von Meerestieren wurden auch nach ihrem kurzen Ausflug ans Wasser nicht in den Steinmauern Jerusalems gefunden. Manchmal brachte vielleicht ein einzelner Mensch aus einem Landstrich, der unter seinen fremdländischen Wappen Muschelkalk führte, einen Stein mit einem Fossilabdruck mit. Lass ihn das in Stein gegrabene Bild des urzeitlichen Tieres auf den Grabstein eines anderen Menschen gelegt haben. Auch in Jerusalem konnten Menschen fern der Heimat begraben liegen und sich bis zuletzt gesehnt haben nach Amsterdam oder Königslutter, wo ihre Liebsten sangen, *wenn ich dein vergesse, Jerusalem, verwelken meine Füße und meine Rechte sind wertlos wie das der ägyptischen Erstgeborenen, als ein Todesengel den Befehl des Herren ausführte.*

In solchen Gedanken und Erinnerungen passierte ich in jenem Mai trockenen Fußes das lang gestreckte Tal der Birkat ha'Sultan und bestaunte im Vorübergehen die große Konzertmuschel, die sie dort aufgebaut hatten, um *thus spake the Lord, bold Moses said, if not, I'll smite your firstborn dead* singen zu lassen. Auf der anderen Seite stieg ich wieder hinauf zur Altstadt. In der Dämmerung ihrer Gassen, die ich lauter in Erinnerung hatte, drängten weni-ger Händler als in früheren Jahren, und die es taten, sahen verzweifelter aus. Wenn ich stehen blieb, um mich zu unter-halten, erzählten sie mir, sie würden am liebsten was übrig war von dem ganzen Zauber auf einen Ozeandampfer setzen wie die Schwester oder die Schwägerin oder der Bruder, denn manchmal hatte es schon jemand, der nichts geworden war in Jerusalem, in Amerika oder in Kanada oder im Libanon zu bescheidenem oder sogar zu unbescheidenem Wohlstand gebracht. Oft blieb ich aber nicht stehen, denn auch ich war nicht ohne Verlegenheit im Angesicht von Wut oder Hoffnungs-losigkeit. Jerusalem selbst konnte nicht weg und viele ihrer Bewohner eben auch nicht. Bleiben mussten sie in ihren Familien und neben ihren Nachbarn, den eigenen und den fremden, und wenn du nur so durch die Straßen gehst, weißt du nicht, welche gerade die schlimmeren sind, die eigenen Leute oder die fremden. Dass aber etwas sehr schlimm war, konntest du vielen Gesichtern schon ansehen, ob in Jerusalem den ver-armten Händlern oder in der Subway von New York den älteren Frauen mit den schwarzen Häuten oder in deinen Berliner Stra-ßen denen, die nicht in eine Wohnung gehen, wenn der Abend kommt.

Auf dem Weg weiter zu Klagemauer und Tempelvorplatz summt sich ein Satz aus *King Solomon's Song* in mein Ohr. Eine Welle weniger hätte es von mir aus ruhig sein können, aber schon war ich wieder am Büchertisch irgendwo in Lower Man-hatten und kaufte das abgegriffene Bändchen der Nobel-preisträgerin, nahm es mit in die loftige Wohnung und ver-schwand unter dem Gebrüll einer wahnsinnig gewordenen Nachbarin wie unter den Schmerzen der Eltern von den Erb-kranken, denen sie in meinem fernen Lande Briefe geschickt hatten mit der Notiz, dass ihr Kind oder Vater an einer Lungen-entzündung gestorben sei. Es folgte der Gedanke an die Men-schen in den Gruben und an den Gruben im Osten Europas und an die Wehrmachtssoldaten, die da hineingeraten waren. Die Zeichnungen von den Häftlingen brüllten sich dazu und wie pervers du es finden kannst, wenn es keinen Unterschied mehr gab zwischen nackten Frauen und Männern in der Gleichgül-tigkeit ihres zusammengeschnittenen Todes. Prenant war nicht weit genug gegangen, dachte ich. Es war pervers, dass die Frauen nicht einmal mehr vergewaltigt wurden vor ihrem Kriegstod, es konnte als noch schlimmer gelten, denn so wuss-ten sie, dass nicht einmal ihre blanke Oberfläche die Her-renmörder Deutschlands in ihrem kalten Plane irritieren und dass ein einfaches Gelüst, wie roh es auch immer sein mochte, sie nicht aufreizen konnte zur Unterbrechung des gewaltigen Unwerks. Als ich so weit war, wusste ich wieder, wo ich mich befand: es war die *via dolorosa*, eine Ladenstraße in einer orien-talischen Altstadt, und aus jedem der wenigen geöffneten Läden guckte jemand, um zu prüfen, ob das eine zahlungs-fähige Kundin sei, die da vorbei ging. *Nein nein*, hätte ich ihnen sagen mögen, *ich geh hier nur so, zwischen Baum und Borke, wie immer, wie immer, nur heute eben mal hier*.

Eine Uhr sagte mir, dass ich gar keine Zeit mehr hatte, es war-tete jemand in der Cinemateque. So drehte ich mich um und eilte ich in meinen noch immer nicht weichgelaufenen Sanda-len und meiner ärmellosen Bluse zurück zum Jaffator und wie-der auf die andere Seite, einem Draufblick wäre es Herumirren gewesen, denn das Tempo passte nicht mehr zum Flanieren. Erst als ich an der kleinen Fußgängerbrücke vor der Cinematheque angekommen und in der Zeit war, drehte ich mich noch einmal um und schaute der alten Stadt direkt in ihr verhärmtes Gesicht. Die Mauer, die irgendwelche Kreuzritter um ihr Herz gebaut hatten, hatte sich im Abendlicht rosa-ocker verfärbt, und ihre Zypressen lagen wie Wimpern auf ihren vertrockneten Wangen oder bohrten spitz ihre Fragen in den Himmel. Bitterer als der Tod erschien mir das alte Steinweib, das herumgereicht worden war zwischen den Völkern und Menschen und Glaubens-weisen, angebetet, ausgebeutet, umstritten und umkämpft wie keine.

Im Innern der Cinemateque traf ich den alten Freund wieder, der damals zu mir gesagt hatte, *du bist nicht schön, aber du bist beeindruckend*. Es hatte mich zum Lachen gebracht, damals, denn in Jerusalem redeten sie

die Studentin eher anders an. *Vielleicht bist du ein Prophet gewesen und hattest eine Idee von meiner reiferen Erscheinung*, sagte ich ihm jetzt, *ah but I was so much older then, I'm younger than that now.*

In Berlin war weiter Winter, als ich dieser Begegnung gedachte, täglich neckte er seine Bewohner mit neuen Flocken, und das Radio erzählte seinen Hörern von den Räumfahrzeugen, die überall im Einsatz waren. Wer mit dem Auto aus einer der engen Parklücken in meiner Straße herausfahren wollte, musste gut aufpassen, dass er auch über die Schneehügel kam, ich schaffte es nicht immer allein. Die Eiszapfen waren in einer kleinen Folge von Tauwettertagen weg geschmolzen und bald würde es neue geben. Schwärzlicher Rauch quoll aus den Schornsteinen der Vorderhäuser auf der anderen Straßenseite und ebenso aus den Schornsteinen der Hinterhäuser auf der Hofseite. Ich hatte es immer noch warm genug, und dieses Jahr hatte ich sogar rechtzeitig meine frostempfindlichen Pflanzen vom Balkon ins Treppenhaus gestellt. Das Ende des Romans meines Vaters näherte sich in weit ausgreifenden Schritten, mein Schreibtisch aber wuchs regelrecht zu mit Texten und Unterlagen von den Ahnen, von den Zeitgenossen und von den Texten der Alten. Eines meiner früheren Lieblingsbücher war darunter, es hieß *The Book of J* und erklärte der Welt im schönsten Festungsendenglisch, das du nur je hören kannst in den Vereinigten Staaten von Amerika, dass die Autorin des Teiles der Bibel, den wir das Buch des Jahwisten nennen, möglicherweise eine Frau von Stande gewesen war, die zur Zeit des Königs Salomon am Hofe auf dem Tempelberg lebte. Alle Gestalten des täglich vom Untergang bedrohten Reiches sollte diese hebräische Nofretete zurück projiziert haben in die Zeit der Patriarchen, in der sie nun Geschichte für Geschichte den zweiten Sohn, ihren Liebling, begünstigte. Irgendwann würde ich mich ihr wieder zuwenden. Zuvor aber musste ich mich noch verabschieden von meinen geadelten und entadelten und ohne Zweifel untadeligen Vorfahren, und ich dachte, das täte ich am besten, indem ich sie in Jerusalem an mein Herz drückte. Eine Bibel würde daraus ganz sicher nicht werden, und ob es jemals jemand würde lesen wollen, war nicht gewiss. Dennoch wollte ich im kalten Berliner Winter erzählen, wie es weiter ging mit Jerusalem.

Als Jerusalem nach ihrem kleinen Gang ans Meer zurückgekehrt war, legte sich ein dicht abdeckendes Vergessen über dieses Ereignis, denn es war zu groß für die Menschen, die es erlebt hatten. Manchmal kamen ein paar Kinder oder Verrückte auf die Idee, die fleischernen Füße, die Hände oder das Gesicht Jerusalems zu suchen. Immer mal wieder glaubte eines oder einer, sie gefunden zu haben, so wie manche Menschen glauben, den Messias zu kennen. Auch ich bin ihr vielleicht einmal begegnet im Monat Mai oder in einem anderen Monat, als ich an der Schwelle zu einer neuen Zeit noch einmal in Jerusalem war und in der Pause eines Kongresses einen Spaziergang machte zum Gan Ha'Atzma'ut. Ich war auf seinen mailieblichen Wegen gegangen und wollte soeben zurück zum Tagungsort, als ich auf dem Boulevard eine alte Frau sah, deren langes Haar graulose um ihren faltigen Kopf fluste. Ihre Kleidung war wie ihr Haar, ein wenig saruk, wie sie auf Hebräisch sagen, geworfen, verworfen, lose übergeworfen, und ihr Körper schien faltig um sie zu flattern, als wäre sie sich selbst Mantel und knapp Bemäntelte zugleich: schlank und gebeugt ging sie langsam voran über die Straße, die schmutzigen Füße mit ihren Zehen geknotet um alte Bade-latschen, deren Grelles blättert. Sie war nicht groß, nicht dick, nicht schön und nicht so, wie wir es beeindruckend nennen, aber sicher einmal schön gewesen. Das marokkanische Viertel, dem sie sich näherte, hatte lange vernachlässigt gelegen, doch in jenem Jahre zeigte es erste Anzeichen von Wiederaufbau. Ein Wiederaufbau wird immer in Angriff genommen, jedenfalls auf Deutsch. Marie hatte Socken in Arbeit, Heinrich nahm den Bau einer Friedenskirche in Angriff, und selbst ich, die ich mich um die Familienarchive kümmerte, seit mein Vater es nicht mehr tun konnte, hatte ein Buch darüber in Angriff oder in Arbeit genommen, ich war wohl auch hier zwischen Palme und Wedel. Vor einer der immer noch grauen Mauern des Viertels ließ die alte Frau sich nieder. Nun saß sie auf dem Bürgersteig mit weit geöffneten Beinen, ich konnte ihr graues Schamhaar sehen, als ich an ihr vorüber ging. Ihr Kleid war dreckig wie ihre Füße in den ausgetretenen Sandalen. Im Gedenken an mein Herzen-smieking überging ich ihren Geruch und grüßte sie wie im Übermut oder ohne einen solchen Grund freundlich. Sie lächelte für einen Moment in mein Gesicht. Danach sprach sie weiter vor sich hin, in

einem Hebräisch, das ich nicht verstehen konnte, vielleicht weil sie es ohne Zähne sprechen musste, vielleicht nur, weil der Lärm der vorbeifahrenden Autos es verschluckte.

Im Garten des Seminargebäudes sprachen an jenem Tage noch Kollegen darüber, wie sich der Begriff des Messianischen bei Benjamin verhalte zu den Geschichten des großen Rabbi Kafka. Nach den letzten beiden Vorträgen mit angeschlossenen Diskussionen saßen wir alle zusammen und aßen und tranken und redeten weiter. Nacheinander gingen wir zu dem Computer mit Internet-Anschluss, der in der Lobby des Hotels aufgestellt war. Auch ich *erledigte ein wenig Post*, wie man so sagt. Danach ging ich noch einmal vor die Tür, um auf die mittlerweile wieder im Nachtkleid vor mir hingebreitete alte Stadt zu schauen, die Mauer, die hohen Häuser, das King David Hotel. Du weiß ja nicht, was du sagen sollst. So gehst du also wieder in die Halle, sagst allen gute Nacht, wahrscheinlich weiß auch sonst niemand, was er sagen soll. Durch das winzige Fenster des Hotel-zimmers würde am anderen Morgen wieder die Jerusalemer Sonne hereinscheinen. Mit ihr würden das Brüllen und Stampfen der Baumaschinen und die rauen Rufe der Bauarbeiter von einer hinter dem Hotel gelegenen gewaltigen Baustelle ins Zimmer fallen, und der schwache Wasserstrahl aus der Dusche würde mir helfen, in den letzten Tag der Tagung zu kommen.

Auch dieser mein letzter Besuch in Jerusalem lag Jahre zurück, als ich die Geschichte an einem streng dunkelblauen Nachmittage im Berliner Winter bedachte. Mein Leben war allen früheren Leben sehr fern gerückt, und manchmal glaubte ich, es wäre festgefroren in einer Blase unter einer Oberfläche, die sich nie wieder öffnen könnte. Umso leichter fiel mir der Gedanke, ich könnte dabei gewesen sein, als Jerusalem ihre Füße ins Meer streckte. Einen Augenblick lang glaubte ich ernsthaft, mich hätte es nicht im Mindesten erschreckt.